

# Pressespiegel „Krankheit der Familie M“

Deutschland-Radio vom 10.3.2006

## „Krankheit der Familie M“ in Darmstadt

Auszüge aus einem Interview mit Hartmut Krug

...

d-radio:

Sie sagten der Arzt erzählt sozusagen die Krankengeschichten, greift er aber auch ein?

Krug:

Der Arzt greift nicht ein, sondern er ist eigentlich jemand der gelegentlich mitspielt aber dann auch wieder nur als Zuhörer fungiert. Was hier der Regisseur Jens Poth wunderbar gemacht hat ist, dass dieser Arzt von Anfang an mit auf der großen Bühne sitzt, die Bühne (Svea Kossack) ist hier ein Breitwandpanorama. Hinten an der Wand eine öde Landschaft mit einer großen Fernverkehrsstraße. Die Möbel sind im Raum verteilt: eine Tür, ein Sofa, ein Telefon und eben dieser Arzt mit einer Gitarre der von Anfang an spielt und auch während der Aufführung begleitet und dann immer wieder mal an ein Mikrofon geht um sogar mit dem Publikum zu sprechen, dann wieder als Arzt diese Teile der Familie zu sich in seine Praxis bekommt und dann dort auch spielt... also es ist nicht dieses, wie ich finde, oft langweilige epische Vorzeigetheater sondern es ist eine Mittelform wo alles aufeinander trifft. Es ist Schauspielertheater, Erzählertheater und es ist gleichzeitig auch episches Theater.

d-radio:

Ein bisschen kommt es mir so vor, ich weiss es mag ein Klischee sein, als hätte es Züge von Commedia dell'arte?

Krug:

Jain... es hat eher etwas, von dem was gerade am deutschen Theater von Gosch inszeniert worden ist... „Greifswalder Strasse“ von Schimmelpfennig... also es sind so kleine Situationen zwischen Menschen, es sind immer verschiedene Konstellationen und die verzahnen sich und beleuchten sich gegenseitig. Der große Unterschied ist eben tatsächlich, das es hier nur ganz „NORMALE“ Situationen sind, man lebt miteinander, man lebt aneinander vorbei, man versucht sich zu erreichen, erreicht sich nicht. Es ist einfach das Leben und die Welt. Das ganze ist, und insofern haben sie auch recht, es ist sehr komödiantisch, es ist aber auch sehr leicht. Keine komödiantischen Effekte. Die Komik ergibt sich aus wirklichen psychologischen Situationen.

d-radio:

Könnte es sein, Herr Krug, das dies eine Art Kommentar ist, zu der augenblicklichen Debatte um brutales, um grelles Theater?

Krug:

Ich könnte jetzt sagen das auch in dieser Aufführung, und das hat immer etwas mit dem Publikum zu tun, an einer bestimmten Stelle etliche Zuschauer gegangen. Das hat was damit

zu tun, das die Empfindlichkeit verschiedener Generationen und verschiedener sozialer Schichten sehr unterschiedlich ist. Insgesamt ist das auch gerade in dieser Inszenierung von Jens Poth sichtbar, der eigentlich noch gar nicht sehr viel gemacht hat, der also vier fünf Inszenierungen gemacht hat, darunter eine andere deutsche Erstaufführung von Fausto Paravidino in Köln „Stilleben in einem Graben“. Es ist eine Inszenierung, die sehr bewusst psychologisches Theater und ausgestellte Theatermittel vorführt...aber wenn hier ,um es doch ganz deutlich zu sagen, diese zwei Jungen mal über den Geruch des Geschlechtsteils eines Mädchens reden, und das wird nicht spekulativ gemacht, dann gibt es auch hier sofort wieder Zuschauer die sagen: *OH GOTT das will ich gar nicht hören* und rennen raus obwohl das wirklich unter Pubertierenden oder Jungen ganz normale Gespräche sind, die auch wirklich in die Psychologie der Figuren passen.

...  
...

**Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.3 2006**

## Kleine Tragödien

Fausto Paravidinos „Die Krankheit der Familie M.“ in Darmstadt

Von Matthias Bischoff

In den Kammerspielen des Darmstädter Staatstheaters ist es der Raum, der in nicht unerheblichem Maße zum Gelingen eines Stückes beiträgt. Wenn es eine Inszenierung nicht leistet, das Breitwandformat des Raums sinnvoll als Ganzes zu bespielen, zerfließt jedes Stück in zusammenhanglose Einzelszenen, ergeht es den Zuschauern wie früher dem Kinopublikum auf den billigen Plätzen: Man sieht immer nur einen Teil der Leinwand, der Rest bleibt unscharfe Ahnung. Diese Tücken hat der Regisseur Jens Poth offenbar erspürt. Seine Inszenierung der deutschen Uraufführung von Fausto Paravidinos Stück „Die Krankheit der Familie M.“ nutzt die ganze Breite des Raums, spielt mit einem Tiefe suggerierenden Landschaftsbild im Hintergrund wirkungsvoll mit der Filmassoziation und läßt die traurig-komische Geschichte der italienischen Familie M. auf verschiedenen lose miteinander verknüpften Orten spielen, stets aber so, daß alles im Fluß bleibt.

Und gewiß nicht zufällig könnte die Landschaft in ihrer sonnenverbrannten Trostlosigkeit ebensogut im Süden der Vereinigten Staaten liegen, die melancholische Gitarrenmusik von Wendelin Hejny, die als klug eingesetzter Soundtrack atmosphärische Akzente setzt, tut ein übriges. „Paris, Texas“ läßt grüßen. Ohnehin bedient der 1976 in Genua geborene Fausto Paravidino in seinem Familiendrama nichts weniger als das heitere Klischee der italienischen Großfamilie, in der eine herzengute Mamma den inneren Zusammenhalt garantiert. Die Mutter der drei Kinder Maria .(Britta Hübel), Marta (Gabriele Drechsel) und Gianni (Martin Maria Eschenbach) ist vor einigen Jahren gestorben - vielleicht auch abgehauen, wer weiß das schon so genau? Vater Luigi (Klaus Ziemann) jedenfalls weiß nichts mehr so genau. Sein Zustand schwankt zwischen dement und hellichtig, und Tochter Marta, die in der Familie überanstrengt die Mutterfunktionen übernommen hat, muß ihn frisch einkleiden, wenn er sich mal wieder eingenäbt hat.

Sonst geschieht nicht viel in dieser kleinen unheilen Familienwelt. Alle reden aneinander vorbei, sprechen nie über die wirklich wichtigen Dinge, und es genügt ein winziger Anlaß, die

fragile Schon-nicht-mehr-Gemeinschaft endgültig zu sprengen. Diesen Anlaß liefert das ziellose Liebesgeplänkel von Tochter Marie, die zwischen ihrem Freund Fulvio (Tino Lindenberg) und dem frisch für sie entflammten Fabrizio (Leander Lichti) wählen muß, um schließlich beide zu verprellen. Zum großen Showdown kommt es, als durch ein Mißverständnis beide Galane zum Essen erscheinen und ihre Rivalität körperlich ausagieren müssen. Wie nebenbei kommt dabei auch noch der klugschwätzende Sohn Gianni im Wortsinn unter die Räder. Im Streit flüchtet er aus dem Haus, kommt mit dem Auto von der Straße ab und stirbt an einer Hirnblutung.

Doch all die schlimmen Dinge, die die Menschen in diesem Stück einander antun oder sich zumindest verbal um die Ohren schlagen, werden als kleine, am Ende doch verkräftbare Tragödien innerhalb der großen Farce namens Leben dargeboten. Paravidinos Stärken liegen in seiner spritzigen Dialogkunst, die mitunter die Qualität einer guten Screwball-Comedy erreicht (von Sabine Heymann mit gutem Gefühl für kabarettistische Sprachgeschmeidigkeit übersetzt). Und während noch die letzte Pointe nachhallt, ist das Stück schon wieder weitergeeilt, wird das Lachen durch einen Blick in menschliche Abgründe erstickt.

Dieser permanente Stimmungswechsel macht es nicht immer leicht, die Figuren und ihre Schicksale ernst zu nehmen. Ein übriges tut die balladeske Erzählform des Dramas, in der von vornherein ein fatalistisch-gemütlicher Grundton angeschlagen wird. Denn als Erzählerfigur fungiert Doktor Cristofolini (und nebenbei auch als Gitarrist: Andreas Manz), der alle Menschen seines Dorfes kennt und Geschichten über sie zu erzählen weiß. Durch ihn erfahren wir, daß Maria „Rekordhalterin in Schwangerschaftsabbrüchen“ ist, er weiß um die wahren und eingebildeten Krankheiten von Fulvio und Fabrizio, und daß Marta in ihn verliebt ist, weiß er gewiß auch, will es aber nicht wahrhaben.

Der leise, ironisch-spöttische Ton, mit der Doktor Cristofolini das Geschehen kommentiert, hält das Stück zusammen, nimmt ihm jedoch auch den Stachel. Indem die Brüche und Abgründe ein wenig zu onkelhaft-heiter eingeebnet wurden und echtes Erschrecken oder Mitleiden so unterblieb, fragt man sich am Ende doch leise, ob man mehr gesehen hat als ein nett anzusehendes Exempel für die menschlich-allzumenschlichen Sorgen und Nöte einer beliebigen Familie in einer beliebigen Epoche in irgendeinem Land: Das aber immerhin unterhaltsam in lebensechtem Cinemascope. Dafür bedankte sich das Premierenpublikum unüberhörbar.

**Süddeutsche Zeitung** vom 15.3 2006

## Randale und Hiebe

Paravidinos „Das Leben der Familie M“ in Darmstadt

Von Jenny Hoch

Seine Familie kann man sich bekanntlich nicht aussuchen. Man wird in sie hinein geboren und muss sich mit den Menschen, die sich Verwandte nennen, arrangieren. Im besten Fall bieten ihre Tentakeln Schutz vor den Widrigkeiten des Lebens, im schlechtesten wünscht man sich nichts mehr, als ihnen zu entkommen. Neutralität jedenfalls scheint nicht zu existieren in dieser Grundfeste menschlichen Zusammenlebens.

Das Staatstheater Darmstadt zeigt die Uraufführung von Fausto Paravidinos „Die Krankheit der Familie M. Die Familie hat zwar ausgedient, aber irgendwie brauchen wir sie doch.

Regisseur Jens Poth inszeniert erst einmal sehr gekonnt und atmosphärisch dicht die Langeweile in der Provinz. Auf der Bühne von Svea Kossack geben Eingangstüre, Tisch, Sofa und Kaffeemaschine die Koordinaten des Familienlebens vor, während ein Auto und ein riesiger Prospekt, der eine Einödlanschaft in Schwarz-weiß zeigt, für die Außenwelt stehen. Einsame Cowboys sind das aber nicht, die diese Western-Welt bevölkern, eher abgeklärte MTV-Jungs, H&M-Mäd-chen und ein geistig verwirrter Vater. Ganz vorne rechts sitzt der Arzt des Örtchens, der als Erzähler lapidar in die Handlung einführt und die Figuren vorstellt, bevor er später selbst in die Geschehnisse hineingezogen wird. Die meiste Zeit aber zupft Andreas Manz, der diesen Doktor spielt, lässig am Jack Daniel's nippend, die Saiten seiner Gitarre und erzeugt damit den trägen Saloon-Sound der Inszenierung.

Akute Gefühlsarmut lautet die Diagnose der „Krankheit der Familie M“. Die Mutter ist tot oder abgehauen. Warum, bleibt unklar, weil sich die Hinterbliebenen unterschiedliche Wahrheiten zurecht gelegt haben. Um die Lücke zu füllen, opfert die älteste Tochter Marta ihr Leben auf dem Altar der Nächstenliebe und versorgt mit stillem Vorwurf den dementen Papa und die jüngeren Geschwister, Die nutzen die Situation aus und tun, wozu sie Lust haben.

Sonst passiert nicht viel in dieser lebensmüden Bestandsaufnahme, außer dass Britta Hübel als Maria mit eindrucksvoller Blues-Stimme das Kinderlied „Es regnet, es regnet, die Erde wird nass“ singt. Am Ende, nachdem sich die Dialoge endlos im Kreis gedreht haben, nachdem der ungestüme Tino Lindenberg als Fulvio seinen besten Freund und Rivalen um Marias Gunst, Fabrizio, den Leander Lichti als coolen Vorstadtkraftprotz angelegt hat, splatterfilmmäßig vermöbelt hat, ganz am Ende, als alle in der Küche zusammensitzen und nicht wissen, wohin mit sich, den anderen und mit ihrem Leben, naht die Erlösung in Gestalt des Todes. Fausto Paravidino zeigt in seinem Stück Jugendliche, die nichts wollen außer Normalität.

**Frankfurter Rundschau vom 13.3.2006**

## **Auch in Italien kann's öde sein**

Aber der Arzt hört sich die Sorgen an: Ein frühes Stück von Fausto Paravidino, in Darmstadt uraufgeführt

VON JUDITH VON STERNBURG

Wer annimmt, in Italien sei auch die Langeweile schöner als anderswo, hat zu viele Schwarz-Weiß-Filme mit Eis schleckenden Römerinnen und pffiffigen Vespafahrern gesehen. Wenn Fulvio und Fabrizio etwas unternehmen wollen, fahren sie in Fabrizios Schrottfiat zur Autobahn, trinken ein Bier und sehen den Lastwagen zu. Vielleicht passiert ja ein Unfall.

Fausto Paravidinos Stück *Die Krankheit der Familie M* erzählt von Menschen in einem der Orte, „die sich auch in Italien, wie im Wilden Westen, an den Hauptverkehrsstraßen entlang entwickelt haben“. Hier wohnen die Ms: drei Geschwister, ein pflegebedürftiger Vater, die Mutter ist anscheinend an einer Überdosis Medikamente gestorben. Tochter Maria ist erst mit Fulvio, dann fast mit Fabrizio, dann mit keinem mehr zusammen. Tochter Marta kümmert sich um den Vater (zu M. und M. siehe Lukas 10,38ff und Johannes 11,1ff). Erzählt wird das alles von einem Arzt, bei dem sich die Ortsbewohner aussprechen. Auch der Arzt langweilt sich, aber er macht seine Arbeit und hört zu.

Der Genueser Paravidino, 1976 geboren, hat vor allem mit dem Stück *Genua 01* (2002, über die Ereignisse beim G-8-Gipfel 2001) von sich reden gemacht. Er ist aber ein reger Schreiber

und seine Lust am gewandten Erzählen muss nicht immer zum großen Wurf führen. Das Staatstheater Darmstadt stellt „Die Krankheit der Familie M“ nun als Uraufführung vor, ein Stück von 2000, 24 Jahre alt war der Autor. So ist es reichlich post-pubertär und manchmal auch einfach nur pubertär, was Fulvio und Fabrizio so quatschen, Dass das Zusammensein von Frauen und Männern und Familien fragile Arrangements aus Ausgesprochenem und Unausgesprochenem, aus Zuneigung und In-Ruhe-Lassen sind, geht außerdem als Binsenweisheit durch. Paravidino leugnet das aber auch gar nicht.

In Darmstadt zeigen Regisseur Jens Poth und Ausstatterin Svea Kossack zudem viel Vergnügen daran, für das lakonisch Verspielte Bilder zu finden. Die Kammerspiele werden in ihrer Breite brutal ausgenutzt, links steht der Fiat, rechts ein Kaktus, in der Mitte wohnen die Ms. Leinwände zeigen eine Landstraße in einer verdammt Öden Gegend. In dieser Wild-West-Landschaft mit italienischem Einschlag (wenn nicht Wendelin Hejnys Bühnenmusik kreiselt und flirrt, legt man gern eine Donizetti-Romanze auf) sind die Schauspieler nicht so sehr als facettenreiche Charaktere gefragt, sondern als muntere Akteure.

Leander Lichti und Tino Lindenberg als Fabrizio und Fulvio sind junge, bewegliche Leichtsinnsinseln, Britta Hübel und Gabriele Drechsel als Maria und Marta zeigen ein interessantes, strenges Geschwisterpaar. Drechsel dreht das im Text recht eindimensional Altjüngferliche ins Aparte. Der jüngere Bruder, Martin Maria Eschenbach, ist ein Filou, der die Sehnsucht kennt, der Vater, Klaus Ziemann, ein sehenswerter Komödiant, Andreas Manz als Arzt lässt einen abgebrühten Erzähler hören und spielt Gitarre. Überhaupt dürfen die Figuren ins Mikro singen, Musik und Regen an- und ausstellen, und wenn die Jungen im Fiat unterwegs sind, bringt der Souffleur das Auto für ein Trinkgeld zum Ruckeln.

Am Ende siegen erst der Tod, dann die Jugend über die sich anbahnende Wendung ins Didaktische (sollten wir nicht alle offener zueinander sein?). Kein Theaterabend, der sich wichtiger macht, als er ist.

## Frankfurter Neue Presse

# Das Ende ist ein Anfang

Jens Poth meditiert mit Paravidinos „Krankheit der Familie M“ im Staatstheater Darmstadt über das Leben in der Provinz.

von Marcus Hladek

Sepiafarben im Halbpanorama zieht sich hinter der Bühne eine Asphaltstraße mit ein paar Gebäuden entlang wie durch tausend andere kleine Orte. Hier allerdings hält das Theater seine Lupe drauf. Das hat mit einigen Szenen, wenn sich die Darsteller in einen Regenguss begeben und ein Regenlied singen, ein wenig von Dylan Thomas' vielstimmigem „Milchwald“, nur ohne das Idyll daran, oder vom Landleben à la Tschechow, doch ist Luigi M, inkontinenter Vater im Kontinent fremder Gefühle, zu senil als Onkel-Wanja-Gestalt. Den zipfelmütigen Quengler im Entgleiten der Dinge spielt Klaus Ziemann, inmitten einer schlüssigen Ensembleleistung, plastisch und anrührend.

Fausto Paravidino, als Schauspieler, Dramatiker und Filmregisseur selbst einem norditalienischen Städtchen mit 1300 Einwohnern entflohen, ist in den letzten Jahren unter anderem mit zwei Theaterstücken über die Gewalt am Rande des „G 8“-Treffens in Genua

hervorgetreten. In Poths Regie zur „Krankheit der Familie M“ tröpfeln die Figuren in lässigem Duktus, der sich genau wie die Kostüme keiner falschen Italianità anbiedert, über den Laufsteg auf Svea Kossacks Bühne. Doktor Cristofolini, im Doc-Hollywood-Hemd mit Sonnenbrille, klampft auf der Gitarre, als mache er die Musik. Dabei ist es mit dem überlegenen und gebildeten Erzähler wimmelnder Episoden der Dörfler zu seinen Füßen, für den er sich hält, nicht so weit her. Weder gehört er ganz dazu noch bekommt er alles mit, wie Andreas Manz kühl-detachiert entlarvt.

Noch weiß es keiner, aber die Familie M, von Luigis Tochter Marta unter großer Mühe zusammengehalten, ist so brüchig wie Tisch, Sofa und Tür in der leeren Mitte. Martas Schwester Maria (Britta Hübel) liebt zuviel, worüber die Freunde und Rivalen Fulvio und Fabrizio in Fahrten im Fiat 126 aneinandergeraten. Ein Spiel- und Dialog-Ort übrigens, der mit Mikros im Innern und einer Videofläche auf dem Dach, als Stätte der Gewalt und „Abspann“ mit den Namen der „attori“ höchst witzig inszeniert ist. Aus träger Verzweiflung wird schwarze, aus dem Tschechow-Ton ein Hauch von Sarah Kane, aus den Zweifeln schließlich ein Ausbruch. Zwischen allem, schief der liebenswerte Nervtöter und leicht welpenhafte Gianni (Martin Maria Eschenbach), dessen Unfalltod an einer Hirnblutung alles in die Explosion treibt.

Dann lässt Maria ihre Liebhaber zurück, statt zu wählen, und macht Marta nicht mehr den Pelikan, der vom eigenen Blut die Seinen füttert. Zwei Frauen, zwei Koffer: das Ende ist ein Anfang.

## Journal Frankfurt

# Die Krankheit der Familie M

Regisseur: Jens Poth / Ausstattung: Svea Kossack / Musik: Wendelin Hejny

Von Daniel Güthert

Wie in einem Episodenfilm mit zügig wechselnden Schauplätzen laufen die Szenen ab und entwickeln in der Regie von Jens Poth einen wunderbar fließenden Rhythmus, begleitet vom Erzählstrom des Arztes, gespielt von Andreas Manz, der zudem als famoser Gitarrist glänzt. Und so modern sich die Handschrift des jungen Dramatikers Fausto Paravidino ausnimmt, unterschwellig knüpft er an die großen Meister des neapolitanischen Volkstheaters an: die Familie als Hort furiosen Spektakels bis zur Farce. Zum Ende färbt sich das Stück noch einmal dunkel ein, wenn der clowneske Youngster der Familie (Martin Maria Eschenbach) in den Armen seiner Schwestern Marta (Gabriele Drechsel) und Maria (Britta Hübel) stirbt. Schnitt. Die beiden Frauen werden weggehen – der Landarzt auch. Die Bühne von Svea Kossack gibt den Grundton vor: ein Bild wie in Cinemascope. An der Rückfront Landschaftsaufnahmen endloser Weite, zerschnitten von einem ziellosen Highway, an der linken Bildhälfte ein alter Fiat, vorn rechts ein Kaktus. Ödnis weit und breit; mit dem Schmelz elegischer Bluesklänge überzogen (Musik Wendelin Hejny). Ein gottloser Winkel, eher an den Wilden Westen erinnernd als an die italienische Provinz, in die es den Arzt Cristofolini verschlagen hat. Ein Kaff, in dem so gut wie nichts passiert und das doch voller Geschichten steckt. Und wenn es nur die kleinen Katastrophen des Alltags in der Familie M sind.